

aus Brasilien



Stipendien-Aufenthalt in
Nordrhein-Westfalen

vom 01. Juli bis 30. Oktober 2009

„Escolhido é quem se escolhe. O caminho é de quem caminha.“ (Jacobusweg Sprichwort)

(„Erwählt ist derjenige, der sich selber aussucht.
Der Weg gehört dem, der ihn geht.“)

Von Francis França

Nordrhein-Westfalen, vom 01. Juli bis 30. Oktober 2009



Inhalt

1. Zur Person	88
2. Heinz-Kühn-Stiftung	89
3. Das „Verständnis“ von den Unterschieden	90
4. Das Deutsch-Lernen	91
5. Das alles ist Deutschland	92
6. Unterwegs in Deutschland	94
6.1 Dresden für die Augen, Leipzig für die Ohren	94
6.2 Weimar und sein Musenhof	96
6.3 Nordsee	97
6.4 Der Wald meines Herzens	99
7. Praktikum bei der Deutschen Welle	101
8. Denke ich...	102
9. Eine Welt erleben	103
10. Danksagung	103

1. Zur Person

Es war für mich nie ganz einfach, auf die Frage: „Woher kommen Sie?“ zu antworten. Ich bin am 24. Januar 1982 geboren, in Rio Grande do Sul, dem südlichsten Bundesland in Brasilien, in einer Stadt, die Osório heißt und die als „Stadt des Windes“ bekannt ist. Vor einigen Jahren ist sie berühmt geworden, weil dort das größte Windkraftwerk Brasiliens gebaut wurde, durch eine Kooperation mit Deutschland. Aber in Osório bin ich nur geboren, weil meine Eltern im Januar 1982 dort gezeltet haben. Meine Kindheit habe ich in Porto Alegre, der Hauptstadt von Rio Grande do Sul verlebt, danach sind wir nach Torres, einer Stadt am Meer an der Grenze zum Bundesland Santa Catarina gezogen. Dort bin ich erwachsen geworden. Ich bin 27 Jahre alt und wenn ich mich richtig erinnere, habe ich schon in 20 verschiedenen Häusern gewohnt. Also wenn die Leute mich fragen woher ich komme, läuft vor der Antwort eine lange Geschichte durch meinen Kopf.

Auch wenn im Rückblick der Weg aus einer großen Menge verschiedener Fragmente zu bestehen scheint, gibt es meinem Eindruck nach eine gerade Linie, die mich heute hierher gebracht hat. Alle Entscheidungen und Ereignisse haben mich geprägt und dazu beigetragen, dass ich heute dieses Referat schreiben kann. Das gilt ebenso für den Journalismus. Seit meiner Jugend habe ich mich für ganz verschiedene Bereiche interessiert. Ich habe daran gedacht, Geschichte, Internationale Beziehungen, Biologie, Psychologie, Archäologie, Anthropologie oder Umwelt und Naturschutz zu studieren. Ich habe jede Option mit der gleichen Begeisterung erwogen, aber auch stets mit der gleichen Frage im Kopf: kann ich das mein Leben lang machen? Wirklich lebenslang?

Eines Tages im Jahr 2000 war ich in einer Bibliothek und habe durch Zufall eine Zeitschrift, die eine Reportage über den Jakobusweg auf der Titelseite hatte, gelesen. Ich habe den Text und die Unterschrift des Reporters angesehen und dabei hatte ich zwei Eingebungen. Die erste war, dass ich diese Pilgerreise machen würde – was ich tatsächlich zwei Jahre später, als ich 20 Jahre alt war, auch allein gemacht habe. Die zweite Erkenntnis war, dass ich etwas entdeckt hatte, was ich mein Leben lang mache wollte: Journalismus. Denn in diesem Beruf hätte ich die Möglichkeit, über viele verschiedene Themen etwas zu lernen. Ich könnte über Geschichte, Umwelt, Internationale Politik, Entwicklung und alle Bereiche, für die ich mich interessiere, – und das waren immer schon viele – schreiben.

In Brasilien ist Journalismus ein Fachbereich der Hochschule, und um eine gute Universität zu besuchen, muss man viele Hürden nehmen und darf sich von Statistiken nicht entmutigen lassen. Laut des Instituto Brasileiro de Geografia e Estatística (IBGE), besuchen nur 10 Prozent der brasilianischen

Bevölkerung eine Universität. Und von denen wiederum erhalten ebenfalls nur 10 Prozent einen Platz an einer staatlichen und damit kostenlosen Universität. Was für mich die einzige Möglichkeit war, überhaupt zu studieren, weil ich eine Privatuniversität nicht hätte bezahlen könnte. Ich bereite mich ein ganzes Jahr vor und dann habe ich geschafft, einen Platz an der Bundesuniversität von Santa Catarina zu bekommen. Diese ist als die beste Hochschule für Journalismus des Landes anerkannt, weil sie die Einzige ist, die ein Diplom für Journalismus statt nur für Kommunikation vergibt. Als ich mich anmeldete, gab es 24 Mitbewerber pro Platz.

Meine praktische Arbeit als Journalistin begann ich im Jahr 2006. Ich arbeitete als Reporterin in einer Nachrichtenagentur für Umwelt, seit jeher eines meiner Lieblingsthemen. Dort blieb ich zwei Jahre, erst als Reporterin und später als Chefin vom Dienst. Bis heute arbeite ich für die Agentur als freie Mitherausgeberin. In den folgenden Jahren schrieb ich für eine Zeitschrift für Wirtschaft und Betriebe. Dort lernte ich viel über die Realität in den Unternehmen in Brasilien. Einige meiner Reportagen über Energie und weitere Umweltthemen wurden sogar mit Preisen ausgezeichnet. Innerhalb von vier Jahren habe ich also zunächst viel über die Umwelt, Ökosysteme, Umweltpolitik und Klimawandel gelernt und anschließend über die wirtschaftliche Realität in den Unternehmen, die Arbeitsplätze und Produkte schaffen. Das Bewusstsein dafür, dass diese zwei Realitäten miteinander verbunden sind, hat mir einen breiten Überblick darüber gegeben, was letztendlich nachhaltige Entwicklung sein könnte; – ein Thema, das mich nach Deutschland gebracht hat.

2. Heinz-Kühn-Stiftung

Schon als ich daran dachte, Internationale Beziehungen zu studieren, war es mein Ziel, dazu auch Erfahrungen im Ausland zu sammeln. Ich wusste schon, dass dieser Weg der Richtige für mich war. Also machte ich mich auf die Suche nach Informationen über Austausch- oder Masterprogramme in Europa, vielleicht in Spanien, wo ich ja bereits gewesen war, vielleicht Finnland, wo es einige Stipendienangebote gab. Eines Tages habe ich eine E-Mail über das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung bekommen. Es schien mir wie ein lang erwarteter Brief. Ich erfüllte alle Voraussetzungen – außer der Deutsch zu sprechen. Die E-Mail kam im August 2007 und ich sollte mich bis 30. November bewerben. Damals konnte ich nur „ja“, „Guten Tag“ und „Ich liebe dich“ auf Deutsch sagen. „Ich kann Deutsch nicht in drei Monaten lernen“, habe ich mir gedacht. Ich wusste auch, dass ich nur eine Chance haben würde, also entschied ich mich dazu,

zuerst meine Sprachkenntnisse zu verbessern, um mich dann im folgenden Jahr zu bewerben.

Statt mich also schon im November 2007 um ein Stipendium zu bewerben, habe ich allein angefangen, Deutsch zu lernen. Ich habe mich an dem von der Deutschen Welle angebotenen Online Sprachkurs „Deutsch Interaktiv“ angemeldet, und fing mit „Wie heißen Sie?“ an. Nachdem ich Niveau A 1.1 und A 1.2 absolviert hatte, belegte ich im März 2008 einen Deutschkurs an der Universität. Nach vier Monaten stellte ich fest, dass ich damit nicht schnell genug lernen würde, also nahm ich wieder meinen autodidaktischen Unterricht auf. Am 15. Oktober 2008 bestand ich die OnDaF Prüfung und bekam mein Zertifikat Niveau B1. Somit war ich bereit um mich für ein Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung zu bewerben.

Am 12. Januar 2009 rief mich Frau Ute Maria Kilian an, um ein Interview mit mir zu machen. Ich wusste schon, dass sie anrufen würde, also habe ich mich vorbereitet um ganz früh aufzuwachen und auf sie zu warten. Aber der Wecker hat einfach nicht funktioniert, und ich bin von dem Telefon aufgewacht. Ich konnte kaum Portugiesisch sprechen, aber wir haben auf Deutsch geredet. Gerne hätte ich unser Gespräch aufgezeichnet. Es wäre heute sicher entspannend das zu hören. Dass ich diesen Text heute schreiben kann, bedeutet also auch, dass mein schläfriges Deutsch ironischerweise gut funktioniert hat. Am Freitag, dem 13. März 2009 hat Frau Kilian mich wieder angerufen und gesagt: „Es hat geklappt“. Tag des Glückes!

3. Das „Verständnis“ von den Unterschieden

Zwar hatte ich während meiner Reise in Spanien schon intensive internationale Erfahrungen und Eindrücke gesammelt und Leute aus der ganzen Welt kennen gelernt. Aber im Goethe-Institut in Bonn hatte ich zum ersten Mal die Möglichkeit, mit Leuten aus verschiedenen Kulturen den Alltag zu genießen. Ich konnte mit ihnen wirklich zusammen leben, und über ihre Welt und ihre Kulturen lernen. Im ersten Monat hatte ich Kollegen aus Frankreich, Spanien, Kolumbien, Libyen, Saudi Arabien, Indien, Südkorea, Algerien und aus der Türkei. Im zweiten Monat lernte ich Leute aus Italien und Russland kennen. So lernte ich viel über die Unterschiede zwischen unseren Kulturen und insbesondere über die Kultur Deutschlands. Es wurde mir dann klar, wie wichtig es ist, diese Unterschiede zu respektieren, auch wenn man sie manchmal nicht verstehen kann.

Eine der beeindruckendsten Erfahrungen, als ich in Bad Godesberg ankam, war der Kontakt mit den Muslimen. Ich wusste nicht, dass es hier eine bedeutende muslimische Gemeinde in diesem Viertel der Stadt gibt.

Im Südbrasilien sehen wir nur sehr wenige muslimische Frauen mit Kopftüchern. Wir kennen die Realität dieser Menschen nur durch das Fernsehen, durch Filme oder die Nachrichten, und nun sah ich zum ersten Mal mit eigenen Augen viele Frauen in Bad Godesberg, die von Kopf bis Fuß verschleiert waren, und manchmal sogar Metallplatten trugen, die ihre Augen, Nase und Mund versteckten. Das war ein sehr beeindruckender Anblick für eine Lateinamerikanerin. Zum ersten Mal in meinem Leben wusste ich, wann der Fastenmonat Ramadan anfang und wann er festlich beendet wurde.

Eine meiner ersten Entdeckungen war die Komplexität des Wortes „arabisch“. Wenn man alle verschiedenen Nationalitäten der arabischen Bevölkerung versucht unter dem Begriff „arabisch“ zusammenzufassen, verliert man viel von deren Unterschiedlichkeit. Genau das Gleiche passiert mit dem Wort „afrikanisch“. Es gibt so eine große Vielfalt innerhalb der verschiedenen Nationalitäten, dass man ganz vorsichtig sein muss, wenn man darüber spricht. Wenn man anfängt, diese Leute kennenzulernen, merkt man die großen Unterschiede, die es innerhalb Afrikas und innerhalb der arabischen Welt gibt, und wie falsch die Generalisierungen sein können.

Andererseits war es genauso beeindruckend für mich, wie gut ich Leute aus vielen verschiedenen Kulturen kennen- und verstehen lernen konnte. Letztendlich sind wir eine einzige Menschheit. Beim Sommerfest im Goethe-Institut waren wir Menschen aus mehr als 50 verschiedenen Ländern, die zusammen gesungen und gespielt haben. Das war eine echte Verständigung von Menschen und ein Beispiel dafür, dass so etwas in unserer Welt möglich ist.

4. Das Deutsch-Lernen

Nach zwei Wochen beim Goethe-Institut bemerkte ich, dass ich dort mehr Deutsch gelernt habe, als in den fast zwei Jahren davor in Brasilien. Einige Worte lernte ich aus purer Notwendigkeit, zum Beispiel die Namen von Lebensmitteln in Supermärkten und die der Gerichte auf den Speisekarten. Nachdem ich zum dritten Mal das falsche Essen gekauft hatte, leuchtete mir ein, dass es entschieden klüger sei, mir die Namen der Lebensmittel einzuprägen, als Dinge zu essen, die mir nicht schmeckten.

Und ich habe auch einige Ausdrücke gelernt, die nicht im Wörterbuch zu finden sind. Meine erste Entdeckung war die Vielseitigkeit des „Ach so!“ . Ich habe festgestellt, dass man „Ach, so!“ für fast alles benutzen kann, und für die Ausländer ist das besonders wichtig, vor allem in der ersten Woche. Wenn jemand zum Beispiel etwas sagt, das man nicht verstanden hat, antwortet man „Ach so“, und die Person glaubt, man habe alles verstanden. In-

zwischen kann man tatsächlich versuchen, etwas zu verstehen. Mindestens vier Varianten von „Ach so“ habe ich identifizieren können. Es gibt „Ach so!“ ganz kurz, das bedeutet „ok“. „Ach sOo“, mit einer kleinen Melodie bedeutet „das wusste ich nicht“. „Ach sO“ kurz und stark bedeutet „jetzt habe ich verstanden!“ und „Ach sooo“, lange und schwer bedeutet „das stimmt nicht“. Ich behaupte das natürlich aus Spaß, aber in der Wirklichkeit hat das oft gestimmt.

5. Das alles ist Deutschland

Durch das kulturelle Programm des Goethe-Instituts haben wir viel über Deutschland entdeckt. Eines Tages hatten wir eine Führung beim WDR in Köln, was mir besonders gefallen hat. Meiner Meinung nach könnte der Rundfunk in Deutschland ein Beispiel für andere Länder darstellen, wie man ein System für öffentliche Kommunikation aufbauen kann. Bei uns in Brasilien sind die Medien stark abhängig von der Werbung, was manchmal einen negativen Einfluss auf die Qualität der Informationen hat. Wir haben zwar auch öffentliche Kanäle, aber sie sind nicht so beliebt. Deswegen glaube ich, dass Brasilien von Deutschland lernen könnte, wie man eine öffentlich-rechtliche, unabhängige, aber trotzdem interessante und erfolgreiche Sendung machen kann.

Bei der Führung durch die Redaktionen des Radios hat mich etwas neugierig gemacht. Auf dem Tisch gab es eine Ampel mit drei Lichtern. Der Mitarbeiter, der uns geführt hat, erklärte uns, dass das rote Licht bedeutet „on air“. Das gelbe Licht weist darauf hin, dass in Kürze etwas Wichtiges passiert und die Journalisten aufpassen müssen. Aber wenn das blaue Licht aufleuchtet, dann müssen alle Redaktionen ihre Sendungen unterbrechen um eine Notfallnachricht durchzugeben. Laut unseres Führers, passiert das ungefähr drei Mal pro Tag, und die meisten Notfallnachrichten beziehen sich normalerweise auf Autofalschfahrer, die auf der Gegenrichtung auf der Autobahn fahren. Ich war überrascht und fand das sogar lustig. Ich dachte: „Das ist das Schlimmste, das hier passieren kann?“ Dann habe ich das mit unseren Problemen in Brasilien verglichen, mit der Gewalt, der schlechten Infrastruktur oder den Unfällen. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, dass es einige Dinge nirgendwo anders gibt, nur hier. Einmal habe ich mit einer Brasilianerin, die hier schon seit 27 Jahren wohnt, gesprochen, und sie hat mir gesagt, dass sie sich nicht erinnert, ob es in ihrem Haus in Köln jemals einen Stromausfall gab – was in São Paulo mindestens zweimal pro Woche passiert. In diesem Punkt haben die Deutschen meine Erwartungen erfüllt: Dies ist ein Land, wo die Sachen funktionieren, wo es klare Regeln gibt und

die Leute diese respektieren. Eines der Beispiele hat mich und die anderen Ausländer im Goethe-Institut erstaunt: die Fußgänger warten auf das grüne Licht, auch wenn kein Auto auf der Straße zu sehen ist. Irgendwie ist das ein Thema des Unterrichts geworden und unser Lehrer hat uns erklärt, dass sie es so machen, um ein Beispiel für die Kinder zu sein. Wir haben darüber viel nachgedacht. Am Abend war ich mit einigen Kollegen unterwegs zurück zum Goethe-Institut und die Ampel war rot. Trotzdem niemand auf der Straße war, haben wir gewartet. Nach 30 Sekunden verlor unser Kollege Pierre die Geduld und überquerte die Straße. Die anderen sind geblieben und er hat sich beschwert: „Kommt doch! Jetzt gibt es kein Kind hier!“ Dann haben wir auch überquert. Es gibt Dinge, die nur die Deutschen selbst verstehen können.

Ich hatte schon über die deutsche Inflexibilität gehört, und konnte die sogar in einigen Situationen beweisen. Es gibt viele Regeln, und sie müssen eingehalten werden. Einige von ihnen sind auch nur stillschweigende. Die Menschen wissen schon, dass etwas durch eine bestimmte Art und Weise getan werden muss, und sie machen das einfach, es kommt nicht in den Kopf, eine Regel nicht zu befolgen. Dieses gerade Verhältnis macht ein Paar Dinge in Deutschland möglich, die niemals in Brasilien funktionieren könnten. Ein Beispiel, das mich beeindruckt hat, ist das der Felder von Blumen zum Selbstschneiden. Ich habe das gleiche System mit Obst, Büchern und handwerklichen Produkten ebenfalls gesehen. Der Besitzer lässt seine Produkte einfach dort, neben einer Karte mit den Preisen und einer Kiste, wo die Kunden das Geld hineinwerfen können, und natürlich bezahlen die Leute den richtigen Preis. Für einen Deutschen ist das vielleicht nicht verwunderlich, da bezahlen die Menschen, weil es einfach undenkbar ist, nicht zu bezahlen. In Brasilien, leider, würde wahrscheinlich alles, das Geld des armen Verkäufers inklusive, mitgenommen. Deswegen schätze ich das deutsche Verhältnis. Damit kann die Gesellschaft funktionieren. Die Leute kennen ihre Rolle und wissen, dass der gemeinsame Wohlstand von individuellen Handlungsweisen abhängt, deshalb muss man auch nicht die ganze Zeit die Menschen überwachen. Das heißt Vertrauen.

Dem gleichen Prinzip folgt die Deutsche Umweltpolitik. Als ich mich um das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung beworben habe, war mein jeweiliges Ziel zu verstehen, wie Deutschland eine so erfolgreiche Wirtschaftskraft sein kann, und gleichzeitig ein so effizientes umweltfreundliches System – mit Recycling, Naturschutz und bewusstem Konsumverhalten – haben kann. Nach vier Monaten, in denen ich das Verhalten der Deutschen beobachtet habe, kam ich zu zwei Feststellungen, einer glücklichen und einer traurigen. Die glückliche ist, dass es eine Methode gibt, und Deutschland als Beispiel für eine umweltorientierte öffentliche Politik in Brasilien dienen

könnte. Brasilien könnte auch ein System für die selektive Sammlung entwickeln und Recycling-Unternehmen fördern. Die traurige Feststellung ist, dass ein großer Teil dieses Prozesses von der Haltung der Bürger abhängt, und es ist keine leichte Aufgabe, der brasilianischen Bevölkerung – die doppelt so groß wie die deutsche ist und ganz verschiedene soziale Realitäten hat – dies bewusst zu machen.

Einige Aspekte der Sprache selbst kann man nur verstehen, wenn man die Kultur ein bisschen kennt. Als ich mit dem Deutsch-Lernen angefangen habe z.B., konnte ich nicht die Notwendigkeit des Verbs „lassen“ verstehen. Auf Portugiesisch, wenn man sagt, dass man die Haare schneiden wird (statt „schneiden lassen“), verstehen alle, dass man das nicht allein machen wird. Heute kann ich es schon besser verstehen, und ich habe entdeckt, dass wenn ein Deutscher mir sagt, dass er ein Haus bauen wird, kann ich sicher sein, dass er es selber machen wird, zumindest, dass er nicht die ganze Arbeit einem Handwerker überlässt. Deswegen haben die Deutschen so viele Werkzeuge und Maschinen für alles. Sie machen alles selbst!

6. Unterwegs in Deutschland

Während meiner vier Monate in Deutschland habe ich Belingen, Berlin, Bonn, Brühl, Büsum, Dresden, Düsseldorf, die Insel Föhr, Freiburg, Hechingen, Heide, Kalkar, Koblenz, Köln, Krefeld, Leipzig, Monschau, München, Sankt Peter-Ording, Todtnau, Tübingen und Weimar besucht. Im Juli und August habe ich im Goethe-Institut, in Bonn-Bad Godesberg, gewohnt, und im September und Oktober hatte ich eine eigene Wohnung in Brühl. An beiden Orten habe ich mich zu Hause gefühlt. Ich habe gerne am kulturellen Programm der Heinz-Kühn-Stiftung teilgenommen, und es gab auch Ausflüge mit dem Goethe-Institut. Manchmal bin ich mit anderen Studenten unterwegs gewesen. Einige Reisen waren wirklich besondere.

6.1 Dresden für die Augen, Leipzig für die Ohren

Am 17. Juli war ich auf dem Weg nach Leipzig. Gemeinsam mit vier anderen Studentinnen des Goethe-Instituts haben wir ein Auto mit Navigationssystem gemietet und ich bin die ungefähr 500 km von Bonn nach Leipzig gefahren. Wir hatten überlegt, einen Zug zu nehmen, aber die Miete für das Auto für uns fünf Personen war viel günstiger und wir konnten dann auch noch weiter nach Dresden fahren. Während dieser Reise habe ich festgestellt, dass obwohl es schade ist, dass es in Deutschland so viel regnet, an-

derseits ich in meinem ganzen Leben noch nie so viele Regenbogen gesehen habe. Allein auf dieser Reise gab es vier. Wir sind spät am Abend dort angekommen, da wir nach dem Unterricht um 18 Uhr abgefahren sind und haben in einem Hostel übernachtet, wo andere Studenten schon auf uns warteten.

Leipzig war eine wunderbare musikalische Erfahrung. Wir sind nur einen Tag dort geblieben, aber das war schon genug, um die Stadt für mich unvergesslich zu machen. Der erste Ort, den wir besuchten, war die Thomaskirche, wo Johann Sebastian Bach ab 1723 bis zu seinem Tode Thomaskantor war. Als wir eintraten sahen wir einen Klavierspieler und eine junge Frau, die Geige spielte. Die beiden haben zusammen Stücke von Bach gespielt. Wir sind dort viele Minuten lang geblieben, um der Musik zuzuhören. Später besuchten wir auch den Teil des Museums, der geöffnet war, leider war der größte Teil wegen Renovierung geschlossen. Aber ich habe immerhin einige Manuskripte von Bach gesehen und sogar seine Skizzen auf einer Partitur. Wir haben auch die St. Nicolai Kirche und den Hauptbahnhof besichtigt, und überall gab es Symphonien und Menuette von Straßenkünstlern gespielt. Wir hörten Gruppen mit Geigen, Cello, Flöte und Bass, die Qualität der Musik war erstaunlich gut, dafür dass sie nur einfach so auf der Straße für die Fußgänger gespielt haben.

Auch unvergesslich war der Besuch im Haus, wo Felix Mendelssohn Bartholdy seine letzten Jahre verbrachte. Als wir dort ankamen, hörten wir seine Stücke aus einem Lautsprecher. Wir sind dort lange Minuten geblieben. In einem Zimmer entdeckte ich Aquarelle des Komponisten – ich war überrascht zu wissen, dass er auch malte – und hörte Musik von einem echten Klavier. Die Atmosphäre des Hauses war so verzaubert, dass ich mir hätte vorstellen können, Mendelssohn selbst am Klavier zu sehen. Aber die Musik kam von einer Japanerin, Studentin an der Hochschule für Musik und Theater Leipzig. Sie würde am Abend eine Vorstellung geben, und war dort um zu üben. Sie hat uns erlaubt, da zu bleiben, also hatten wir ein exklusives Konzert von Mendelssohns Flügel.

Ein Auto zu mieten war auch insofern eine gute Idee, als dass wir dadurch die Möglichkeit hatten, das Völkerschlachtdenkmal zu besichtigen. Eröffnet im Jahre 1913 nach fünfzehnjähriger Bauzeit, erhebt sich der kolossale Tempel, Sinnbild für „Tod und Freiheit“ in Europa 91 Meter hoch unweit des Kommandostandes Napoleons inmitten des Schlachtfeldes der Völkerschlacht von 1813. Da es nur wenige Menschen dort gab, konnten wir die feierliche Stille des Denkmals bewundern.

Am nächsten Morgen sind wir nach Dresden gefahren. Tatsächlich hatten wir nur vier Stunden um die Stadt zu genießen, aber es war so ein intensives Erlebnis, dass ich mich bis heute an die Schönheit seiner Straßen; Gebäude und Plätze erinnere. Wir sind durch die Altstadt gelaufen, und

jede neue Straße war eine Überraschung. Wir besuchten den Zwinger, der im Auftrag von König August, dem Starken, in den Jahren 1709-32 gebaut wurde. Die Bezeichnung „Zwinger“ rührt von der ursprünglichen Lage zwischen äußerer und innerer Festungsmauer her. In einer seiner Galerien haben wir eine Ausstellung der Malerei der Renaissance besucht, und neben anderen Malern, habe ich Werke von Sandro Botticelli und Raffael Lazio gesehen. Die Malerei fasziniert mich wirklich. Wenn ich ein Bild betrachte, stelle ich mir immer die gleiche Frage: welcher Pinselstrich vor der Fertigstellung war wohl der letzte, mit dem der Maler entschied, dass das Gemälde nun fertig sei?

6.2 Weimar und sein Musenhof

Nach Weimar kann ich sagen, dass ich ein gebildeter Mensch geworden bin. Ich habe natürlich schon vorher über Goethe und Schiller gelesen, aber in Weimar habe ich über ihre Geschichten und ihre Werke wirklich etwas gelernt und damit mich ihnen nahe gefühlt. Wir sind am Abend des 24. Juli in Weimar angekommen. Zusammen mit Crispin Dembassa Kette, meinem Mitstipendiaten aus der Zentralafrikanischen Republik sind wir mit Ute Maria Kilian mit dem Auto dorthin gefahren. Das Auto hat nun einen neuen Namen von mir bekommen. Ich habe ihn „El Desbravador“ getauft, – das bedeutet etwas wie „Der Urbarmacher“ oder „Der Entdecker“. Der Name passt sehr gut, denn mit El Desbravador haben wir ein Deutschland entdeckt, das weit über unsere Erwartungen und Stereotypen hinausging.

Ich hatte schon über die Stadt gelesen, als ich mich auf meinen Vortrag über die Weimarer Republik vorbereitete, den ich an einem der Abende in Weimar präsentieren sollte. Übrigens war es für mich eine Überraschung zu entdecken, dass in Deutschland die Republik fast 30 Jahre nach der der Brasilianer ausgerufen wurde. Und das ausgerechnet in der kleinen Stadt Weimar! Eigentlich sollte dieses Ereignis ja in Berlin stattfinden, aber nach dem Ersten Weltkrieg war es wegen der bürgerkriegsähnlichen Verhältnisse in Deutschland in Berlin für Politiker zu gefährlich. Deshalb erinnerte man sich an das kleine Weimar, 300 Kilometer weit von Berlin entfernt, relativ ruhig und beschaulich, aber mit einer bedeutenden Vergangenheit, denn hier hatten die größten Schriftsteller Deutschlands, Goethe und Schiller, gelebt. So richtete sich die verfassungsgebende Versammlung in Weimar ein, und die Stadt an der Ilm wurde erneut in den Focus der Geschichte gerückt: Die Weimarer Republik war geboren.

Wir übernachteten in einem Hotel etwas außerhalb der Innenstadt, was absolut perfekt war, weil wir ein wunderbares Wochenende mit Sonnen-

schein hatten, und alles mit dem Fahrrad entdecken konnten. Wir sind überall hingefahren: das Haus Friedrich Schillers, die Gärten der Maria Pawlowna, das Schloss Belvedere, Goethes Gartenhaus, sein repräsentatives Haus am Frauenplan, der Schlosspark in Tiefurt, das erste Haus im Bauhaus-Stil. Vor dem Haus von Johann Eckermann habe ich entdeckt, dass Goethe seine Dichtungen nicht selber schrieb, sondern er diktierte sie, und Herr Eckermann als sein Sekretär brachte sie zu Papier. Ich habe auch Ginkgo Tee getrunken, was wahrscheinlich seit Goethes Zeiten sehr typisch in Weimar ist. Am Samstag hörten wir ein Konzert des „Amsterdam Baroque Orchestra & Choir“ in der Herderkirche. Das war sehr besonders, zwar war ich schon in Konzerten, aber noch nie in einer Kirche. Ich war total überrascht.

Was mich sehr beeindruckt hat, war die Rolle der Frauen in Weimar. Ich habe so viel darüber gelesen, dass ich später während meines Praktikums bei der Deutschen Welle einen Artikel über den Weimarer Musenhof geschrieben habe. Die Herzoginnen Anna Amalia, Luise von Hessen-Darmstadt, Sophie von Oranien-Nassau und Maria Pawlowna spielten eine Schlüsselrolle bei der Entwicklung Weimars zum künstlerischen Zentrum Europas jener Epoche. Ihre Namen als größte Förderer der Künste und als wichtige politische Figuren sind in die Geschichte eingegangen.

Am ersten Abend in Weimar aßen wir im Restaurant „Scharfe Ecke“, wo laut Frau Kilian die besten Klöße Deutschlands serviert werden, was ich leicht glaube, weil es wirklich ausgezeichnet geschmeckt hat. Diese thüringische Spezialität wird serviert mit Rouladen und Rotkohl oder Sauerkraut, und natürlich trinkt man dazu ein thüringisches Bier. An diesem Abend spielten wir ein Memory-Spiel mit Karten, die die wichtigsten Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigten, so hatten wir am Ende schon eine Idee, was wir uns in den nächsten Tagen anschauen würden. An einem der nächsten Abende mussten wir ein Porträt von den berühmtesten Schriftstellern der Stadt vorstellen. Crispin hat über Schiller gesprochen und ich über Goethe. Dafür hatte ich viel über Goethe gelesen, und als wir in seinem Haus waren, hatte ich das Gefühl, ihn persönlich zu kennen. Mit meiner Kamera sammelte ich Blumen aus seinem Garten und habe auch den Stuhl am Fenster gesehen, auf dem er am Tag seines Tod gesessen und angeblich seine letzten Worte gesprochen hat: „Mehr Licht.“

6.3 Nordsee

Es war an einem schönen hellen Freitag, als wir in Büsum aus dem El Desbravador ausgestiegen sind. Die Luft roch nach Meer und ich konnte das Geräusch von Möwen und die typischen Schreie der spielenden Kinder

am Strand hören. Obwohl es Sommer war, wehte ein kräftiger Wind, und es war gut, eine warme Jacke zu tragen. Etwas seltsam für einen sonnigen Tag im Hochsommer, dachte ich mir. Ich lebe auf einer Insel in Brasilien und vermisste schon die Atmosphäre von Strand und Meer. So rannte ich voller Vorfreude den grünen Deich hinauf um das Meer zu sehen. Oben angekommen war ich ratlos,... wo war das Meer? Was ich sah, war eine ungeheure schlammige Ebene, sicher 10 Kilometer lang bis zum Horizont, wie ich später festgestellt habe. „Vielleicht ist das Meer im Urlaub am Mittelmeer“, habe ich witzig gedacht. So habe ich die berühmten Gezeiten, Ebbe und Flut kennen gelernt. Gehört hatte ich davon schon im Goethe-Institut. Iris Riepenhausen, auch bekannt als „Frau Frühstück“, die von der Nordsee kommt, hatte mir erzählt, dass früher die Kinder immer bei Flut geboren wurden. Wenn eine Frau während der Entbindung ihr Kind nicht bis zum Beginn der Ebbe bekam, dann konnten die Hebammen eine Pause machen, weil sie wussten, dass das Kind erst zur nächsten Flut geboren würde. Ich fand das sehr interessant.

Sonnig aber kühl, Jacke statt Bikini, Wiese statt Sand, Schlamm statt Meer, Strandkörbe statt Liegestühle. Nun ja, wenn ich einen Strand wie in Florianópolis gewollt hätte, wäre ich in Brasilien geblieben. Schließlich ging es darum eine neue Erfahrung zu machen. Gemeinsam mit Frau Kilian haben wir eine Wattwanderung gemacht. Wir orientierten uns an einer Gruppe mit einem Wattführer, denn man sollte nicht einfach bei Ebbe draufloslaufen, ohne das Gebiet gut zu kennen. Bei einsetzender Flut kommt das Wasser sehr schnell zurück und wenn man die Zeit nicht richtig einschätzt, die man für den Rückweg benötigt, läuft man Gefahr vom Wasser eingeholt zu werden. Zunächst fand ich es sehr gewöhnungsbedürftig, knöcheltief durch den Schlick zu waten, aber es war auch ein einzigartiges Erlebnis, und ich gewann eine neue Beziehung zum Meer, wie ich sie vorher noch nie empfunden hatte.

In Norddeutschland waren wir zu Gast bei Katrin Gänsler, Journalistin und ehemalige Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung. Sie hat uns mit großer Gastfreundschaft in ihrer gemütlichen Wohnung auf einem Reiterhof empfangen. Natürlich machten wir auch Bekanntschaft mit ihren beiden Ponys, doch die interessierten sich eher für das saftige Gras, als für die neuen Gäste. Dank Katrin und Frau Kilian, hatte ich Gelegenheit, die Redaktion der Dithmarscher Landeszeitung in Heide kennenzulernen. Die Zeitung existiert seit über 140 Jahren und hat eine Auflage von 29.000 Exemplaren in einem Gebiet von 50.000 Einwohnern. Ich war darüber wirklich überrascht, da in Brasilien eine Stadt dieser Größe selten eine Zeitung hat, geschweige denn eine, die jeden Tag erscheint. Die Presselandschaft in Deutschland beeindruckt mich wirklich. Im Gespräch mit dem Chefredakteur stellte sich

freilich auch heraus, dass es um die Zukunft der Zeitung nicht so gut bestellt ist. Viele, meist junge Menschen wandern ab in die großen Städte, vor allem nach Hamburg, und so verliert Heide nicht nur Bevölkerung, sondern eben auch Leser und Abonnenten. Die heutige Strategie der Zeitung ist deshalb, Partnerschaften mit Schulen einzugehen, um die Lesegewohnheit bei den Kindern zu fördern und künftige Kunden an sich zu binden.

Von Heide aus sind wir über das Wochenende zur Insel Föhr gefahren. Die Menschen in Deutschland, die am Meer wohnen kennenzulernen, hat meine Vorstellung von Deutschland erweitert, und die Klischees Bier-Wurst-Kartoffeln wurden zunehmend überwunden. Natürlich gibt es in Norddeutschland auch ausgezeichnetes Bier, aber auf Föhr hatte die Gastronomie auch frischen Fisch und Meeresfrüchte zu bieten, die ausgezeichnet schmeckten. Auch die Menschen auf der Insel schienen mir andere Persönlichkeiten; ruhige und kontemplative Menschen, die gewohnt sind, das Meer zu beobachten. Besonders beeindruckend fand ich die Halligen, kleine einsame Inseln weit draußen auf dem Meer, nicht größer, als dass ein oder zwei Häuser darauf Platz haben, und die bei Flut isoliert im Meer liegen. Ich denke mir, dass man eine sehr starke Persönlichkeit besitzen muss, um dort, vor allem in den grauen und stürmischen Wintermonaten, auszuharren.

Gern erinnere ich mich auch an die vielen Seehunde, die wir in einer Aufzuchtstation und auch als freilebende Tiere im Meer während der Fahrt mit dem Boot zur Insel gesehen haben. Trotz schlechtem Wetter mit viel Regen unternahmen wir lange Spaziergänge über die Insel, besichtigten alte Kirchen und die Friedhöfe, auf denen die alten Walfänger begraben sind. Ein Besuch im neu eröffneten Museum Kunst der Westküste war ein besonderes Erlebnis. Tags zuvor war es in Anwesenheit der dänischen Königin eingeweiht worden. Die Gemälde erzählen vom kargen Leben der Menschen auf den Inseln und an den Küsten der Niederlande und Norwegens. Motive mit Fischern, Booten, Fischen, Klippen, Stränden, Stürmen, strohgedeckten Häusern und wartenden Frauen am Strand, die Ausschau nach den Fischerbooten ihrer Männer halten. Die Nordsee ist einzigartig. Sie hat eine Poesie, die ich mir niemals vorgestellt hätte. Wenn die Leute mich über die Nordsee fragen, ist meine Antwort: Stellen Sie sich weidende Schafe am Strand vor...“

Und die Menschen begrüßen einander mit „Moin, moin!“

6.4 Der Wald meines Herzens

Ich wäre gerne ein Baum im Schwarzwald, denn dann könnte ich dort 200 Jahre lang bleiben, um Teil einer wunderbaren Landschaft zu sein. Als

wir in Todtnau ankamen, am 22. August, war der Wald noch grün, aber man sah bereits die ersten Spuren des Herbstes an den goldenen Blättern einzelner Bäume. Dann habe ich festgestellt, dass der Name „Schwarzwald“ eigentlich irreführend ist, denn schwarz ist nur der Name, die Bäume sind im Sommer grün, golden im Herbst und weiß im Winter. Die Menschen vor Ort haben mir erzählt, dass es im Hochschwarzwald am Fuße des Feldbergs sieben Monate Winter und nur vier Monate mit Sommer gibt, dazu drei Wochen mit Herbst und nur eine Woche mit Frühling. Ich bin mit Frau Kilian dorthin gefahren und war Gast bei ihren Eltern, die mich so freundlich und gemütlich empfangen haben, dass ich mich als Teil der Familie fühlte. In ihrem 300 Jahre alten Schwarzwaldhaus habe ich eine große Lektion über die Liebe und das Leben gelernt, wofür ich der Familie Kilian sehr dankbar bin.

Am ersten Tag unternahmen wir eine kurze Wanderung durch den Wald bis zum Wasserfall von Todtnau. Unten im Tal sahen wir die typischen Häuser des Schwarzwalds, mit den weit heruntergezogenen Dächern, die vor Sturm und Schnee schützen sollen und die mit Schindeln an den Hauswänden verkleidet sind. Das sind sorgfältig nebeneinander genagelte kleine Holzstückchen, die durch die Witterung im Laufe der Jahre eine immer dunklere Färbung annehmen, bis sie schließlich schwarzbraun geworden sind. Am zweiten Tag haben wir eine große Wanderung von 20 Kilometern unter der Leitung von Herrn Kilian, (75 Jahre Jugendlichkeit) unternommen. Wir sind auf den Feldberg, den höchsten Berg des Schwarzwalds (1.495 Meter Höhe), gestiegen, auf dem Weg durch den Tannenwald habe Holzfällern bei der Arbeit zugesehen und war total begeistert von der Schönheit des 75 Meter tiefen Feldberg-Sees mit seinem klaren Wasser. Außerdem habe ich dort in einer Almhütte den besten Apfelstrudel mit Vanille-Eis meines Lebens gegessen. Abends gab es im Dorfstaurant „Zum Hirschen“ die berühmten Spätzle, eine köstliche Spezialität der Region, die ich natürlich auch probiert habe.

„Deutschland“ auf Portugiesisch heißt Alemanha, und der Name kommt aus dieser Region des Landes, wo in der Vergangenheit die Stämme der Alemannen lebten, deren Nachfahren bis heute einen Dialekt sprechen, der alemannisch heißt. Meine Erfahrung im Schwarzwald war so nachhaltig, dass ich später, als ich bei der Deutschen Welle mein Praktikum absolvierte, einen Artikel über die Fernwanderwege in der Region geschrieben habe. Während meiner Recherche entdeckte ich, dass der Schwarzwald einer der Finalisten im Jahr 2010 als eines der sieben Naturwunder der Welt ausgewählt wird. Das ist absolut fair, und ich würde sicher dem Schwarzwald diesen Titel zuerkennen.

Danke, Heinz!

7. Praktikum bei der Deutsche Welle

Durch die Tür für Mitarbeiter der Deutschen Welle hineinzugehen war für mich die Verwirklichung eines Traumes. Ich verfolge das Programm der Deutschen Welle, sowohl das Onlineangebot, als auch das Radio und das Fernsehprogramm seit ich an der Uni war. Natürlich wurde meine Verbindung mit der Deutschen Welle noch intensiver, als ich begann Deutsch zu lernen. Ich schaute die Videos, ich hörte die Sendungen des Radios und die Newsletter waren meine täglichen Begleiter. Ich kann sagen, dass ich mit der Deutschen Welle gelernt habe, Deutsch zu sprechen. Deswegen war ich so stolz, dass ich nun sogar ein Teil des Teams geworden war. Ich bewegte mich in einer kosmopolitischen Umgebung mit Redaktionen in 30 Sprachen und Journalisten aus mehr als 60 verschiedenen Ländern. Es war ein Gefühl, an einem lange erwarteten Ort angekommen zu sein.

Während meines Praktikums hatte ich die Gelegenheit, viele verschiedene Dinge zu tun, und die Kollegen in der Brasilianischen Redaktion waren sehr großzügig und hilfsbereit zu mir. Ich habe eine besondere Erinnerung an meine Kollegin und Praktikantin Erika Brandão, die aus Bahia, in Brasilien, kommt, aber schon seit 5 Jahren in Deutschland lebt, wo sie an der Universität in Marburg studiert. Wir hatten wirklich eine gute Synergie von Anfang an. Einerseits, hat sie mir viel über das Leben und das politische System in Deutschland erzählt und mir mit den Besonderheiten der Sprachen geholfen. Andererseits, da sie nie vorher als Journalistin gearbeitet hat, konnte ich ihr mit der Struktur und dem Text der Reportage helfen. So haben wir im September ein echt gutes Team gebildet.

Zweimal waren meine Texte als Hauptartikel auf der Brasilianischen Seite unserer Online-Redaktion zu sehen. Zuerst war es über die bilateralen Beziehungen zwischen Brasilien und Deutschland und mögliche Veränderungen in dieser Beziehung, falls eine neue Regierung in Deutschland gewählt würde. Der zweite Artikel beschäftigte sich mit dem literarischen Markt Chinas, diesjähriger Ehrengast bei der Frankfurter Buchmesse. Ich hatte auch die Möglichkeit, eine Berichterstattung während der Anuga 2009, der weltweit größten Messe für Nahrungsmittel zu machen. Darüber schrieb ich drei Artikel, die auf der Homepage besonders hervorgehoben wurden. Außerdem adaptierte ich deutsche Texte, wie zum Beispiel jenen Artikel von Henriette Wrege ins portugiesische, der von einem Kondom handelt, das die Frauen gegen Vergewaltigung schützt. Er hat allein am ersten Tag 40.208 Klicks erhalten.

Ich habe mich darüber gefreut, dass einige von mir geschriebene Artikel in wichtigen brasilianischen Medien reproduziert wurden, wie in der Zeitung *Folha de São Paulo*, der Website des *Abril Verlags* und der Website *UOL*.

Dies zeigte mir, dass man bei der Deutsche Welle nicht nur die Gelegenheit hat, ein Praktikum zu machen, sondern dass man die Chance bekommt, sich weiterzuentwickeln und qualitativ guten Journalismus zu lernen. Wenn die Leute mich fragen, was mein Ziel als Journalistin sei, habe ich immer geantwortet, dass ich bei einem Presseunternehmen arbeiten möchte, auf das ich stolz sein könnte. Und innerhalb dieser zwei Monate, in denen ich bei der Deutschen Welle arbeitete, habe ich dieses Gefühl empfunden.

8. Denke ich...

Ich habe den Blog ‚denkeich.blogspot.com‘ am 15. Januar 2009 eingerichtet, noch bevor ich wusste, ob ich das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung bekommen würde. Ich dachte mir, dass diese optimistische Geste mir vielleicht Glück bringen könnte – was sie tatsächlich ja auch gebracht hat. Die ursprüngliche Idee war es, einen Kommunikationskanal mit meiner Familie und meinen Freunden in Brasilien zu etablieren, da es nicht möglich sein würde, jedem eine E-Mail zu schicken, um zu sagen, wie es mir in Deutschland geht. Im Rückblick sehe ich, dass der Blog eine viel größere Bedeutung für mich hatte, besonders als Journalistin. Zunächst musste ich verstehen, dass, obwohl der Blog eine persönliche Homepage ist, er öffentlich und für die Allgemeinheit lesbar ist und ich also verantwortlich bin für die Informationen, die ich dort hineinstelle. So gesehen war der Blog für mich wie ein Training in Sachen Multimedia-Journalismus. Außer mein Hobby zu befriedigen – was, genauso wie meine Arbeit, Schreiben ist – musste ich relevante Informationen für meine Leser zusammenstellen. So habe ich den Blog als ein Projekt begonnen. Ich habe versucht, nicht so lange Beiträge zu schreiben – das ist angenehmer für die Leser – und dazu Bilder, Videos und Musik anzubieten. Die Bildgalerie des Blogs hat derzeit 2.111 Fotos. Meine Aufgabe war eine Seite zu bauen, die ebenso interessant für meine Mutter und meine Freunde sein würde, als auch für all diejenigen, die den Blog durch Zufall im Internet finden würden. Ich glaube, dass ich meine Ziele erreicht habe, denn ich habe Google Analytics auf den Blog eingesetzt; damit habe ich Statistiken über den Zugriff und kann sehen, wie viele Leser ich habe. Das Ergebnis von Google Analytics sagt, dass zwischen dem 1. Juli, als ich in Deutschland ankam, bis zum 20. Oktober, als ich dieses Referat abgeschlossen habe, war der Blog in 46 Ländern (224 Städten) auf allen Kontinenten der Welt zu erreichen. In diesem Zeitraum hatte „Denke ich...“ 5.325 Seitenzugriffe. Ich bekam viele Kommentare von bekannten und unbekanntem Leuten, die mich lobten oder die sich für die Informationen bedankt haben. Und

sogar Leute, die über meine Texte debattiert haben. Am Ende war ich mit dem Ergebnis ganz zufrieden.

9. Eine Welt erleben

Durch die Heinz-Kühn-Stiftung konnte ich feststellen, dass die Welt echt riesig ist, aber sie gleichzeitig auch in mir liegt. Ich habe Freunde in mehr Ländern als ich berechnen kann, und werde für immer einen kleinen Teil von jedem mitnehmen. Nach dieser Erfahrung ist es noch schwieriger geworden, auf die Frage „Woher kommen Sie?“ zu antworten. Ich komme aus überall und meine Heimat ist die Welt.

10. Danksagung

Viele Menschen gehen mit mir auf diesem Weg, den ich ausgewählt habe. Sie haben mitgebaut und dabei geholfen, dass alles so gut werden konnte, wie ich es heute erleben kann. Dafür bedanke ich mich sehr bei:

- * Débora Corrêa, die mir die E-Mail über das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung geschickt hat;
- * Gabriel Teixeira, der mir das erste Deutsch-Kursbuch geliehen hat;
- * Der Pilgerin Jane, die mich lehrte, wie man Träume verwirklicht;
- * Den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Goethe-Instituts, besonders „Frau Frühstück“ und den Zivis, die immer freundlich und hilfsbereit waren;
- * Den Kolleginnen und Kollegen der Brasilianischen Redaktion, damit auch der ehemaligen Praktikantin Erika Andrade Brandão und Johannes Beck, dem Leiter des DW-Radio Portugiesisch;
- * Iara Maria Alves da Rosa, Franciane França, Luci do Carmo Alves und Santino Isaias Graciano da Rosa, die diese Reise vermocht haben;
- * Alciara Caetano, Radamés Nery, Renato Rebellato, Ana Carolina Villanova de Azevedo, und alle Freunde von Trilhas Floripa, für ihr Da sein;
- * Den Heinz-Kühn-Stipendiaten und Stipendiatinnen, besonders Carol Veiga und Giovanna Guedes, die mir sehr viel noch in Brasilien geholfen haben, und Katrin Gänsler, die mich so gastfreundlich in ihrem Haus empfangen hat;
- * Heinz und Marianne Kilian, die mich so viel über die Liebe gelehrt haben. Danke auch dafür, dass sie mir meine Stiefel mit der Post nachschickten, wobei der Schwarzwald sicher der beste Ort wäre um sie zu verlassen.

Ein letztes und besonderes Dankeschön geht an Ute Maria Kilian, die für mich nicht nur eine große Freundin geworden ist, sondern auch ein Beispiel, dem ich immer folgen möchte.

Patrão velho, muito obrigada.